

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badischer Beobachter. 1863-1935 1903**

161 (19.7.1903) 2. Blatt

# Badischer Beobachter.

Samstags-Beilage:  
Das illustrierte achtseitige Unterhaltungsblatt  
„Sterne und Blumen“.

Anzeigen: Die sechspaltige Zeile oder deren Raum 20 Pfg.,  
Reklamen 50 Pfg. Bei öfterer  
Wiederholung entsprechender Rabatt.  
Inserate nehmen außer der Expe-  
dition alle Annoncen-Bureau an.  
Redaktion und Expedition:  
Aldersstraße Nr. 42 in Karlsruhe.

Erscheint täglich mit Ausnahme  
Son- und Feiertags und kostet  
in Karlsruhe ins Haus gebracht  
vierteljährlich 2 M. 60 Pfg.  
(monatlich 55 Pfg.), wenn in der  
Expedition oder in den Agen-  
turen abgeholt, durch die Post  
bezogen vierteljährlich 3 M.  
25 Pfg., mit Bestellgeld 3 M. 65 Pfg.  
Bestellungen werden jederzeit  
entgegengenommen.

Nr. 161. 2. Blatt.

Sonntag, den 19. Juli

1903.

## „Christliche Arbeiterpflichten“.

Unter diesem Titel schreibt die „A. Korr.“:  
Die Zunahme der sozialdemokratischen Stimmen hat  
den „Vorwärts“ die Sinne umnebelt: nur so läßt  
sich der Defekt in seinem Denken erklären, welcher in  
dem Leitartikel „Christliche Arbeiterpflichten“ (Nr. 155  
vom 7. Juli 1903) in jeder Zeile sich bemerkbar macht.  
Der Artikel wendet sich gegen den „Arbeiterkatechismus“  
des Sozialdemokraten Hammerstein, dessen „Arbeiter-  
katechismus“ die zweite Auflage des „Katechismus“  
enthielt. Wir haben dem „Vorwärts“ schon einmal  
bemerkelt, daß wenn er die Ansichten des Zentrums über  
Sozialpolitik und Sozialreform lernen wolle, ihm  
die lange praktische und erfolgreiche Tätigkeit des  
Zentrums auf diesem Gebiete Stoff genug für seine  
Sinnbilder liefern. Aber dem Fuchs sind die Kränze zu  
schwer, und so hat er lieber auf diesen „Arbeiter-  
katechismus“ los: reißt aus einem Bildein, welches  
wieder das religiös-fittliche Verhalten des Arbeiters be-  
trifft, einzelne Stellen heraus, um an ihnen sein  
Wort zu knüpfen.  
„Dieser „Arbeiterkatechismus“ für den „Vor-  
wärts“ nur ein Vorwand, um sein Gift gegen die  
Arbeiter-Geschichte „Rerum novarum“ des Papstes zu  
verleihen. Dabei geht es ohne Fälschungen nicht ab;  
aber das ist man ja nachgerade beim „Vorwärts“ ge-  
wöhnt. Er läßt die Geschichte nur „von einem für den  
einzelnen Arbeiter, nicht von einem für seine Familie  
gemeinden Lohn“ reden.  
„Wir wollen dem „Vorwärts“ zwei Stellen anführen,  
welche diese seine Behauptung ins richtige Licht setzen.  
S. 18 der offiziellen Ausgabe der Enchiridion (Freiburg  
1901) heißt es: „Ein dringendes Gebot der Natur verlangt,  
daß der Familienvater den Kindern den Lebensunterhalt  
und alles Nötige verschaffe, und die Natur leitet ihn an,  
auch für die Zukunft der Kinder zu sorgen, je möglichst  
zu stellen gegen irische Bedrohungen, sie in den Stand  
zu setzen, sich selbst vor Elend zu schützen.“  
S. 40 wird „einer weissen Staatsleitung“ die Sorge für  
ein wohlgeordnetes Familienleben“ zur besonderen Pflicht  
gemacht und S. 62 dem Arbeiter ins Gedächtnis gerufen,  
daß er bei „einem genügenden Lohn, um sich mit Frau und  
Kind anständig zu erhalten, zugleich weisse an Sparbarkeit  
bedacht“ sein soll.  
Man sieht, die Enchiridion trägt vollständig der Familie  
des Arbeiters Rechnung und sie trägt auch Rechnung  
den Lohnansprüchen des Arbeiters für den Fall, daß  
der Arbeitgeber die Not des Arbeiters bemerkt, um den  
Lohn herabzusetzen, daß er für seinen Lebensunterhalt  
nicht mehr genüge. Ein derartiges Vorgehen wird mit  
schärfen Worten gedemütigt als eine Verletzung der  
Gerechtigkeit (S. 62).  
Der „Vorwärts“ ändert seine Fälschung zu nützen,  
indem er eine römische Enchiridion aus dem Jahre  
1802 auf Anfrage eines belgischen Bischofs aufgreift.  
Die betreffende Anfrage lautet: „Begehrt der Arbeit-  
geber eine Sünde, der dem zum Unterhalt eines Arbeiters  
ausreichenden, aber zum Unterhalt seiner Familie nicht  
ausreichenden Lohn zahlt, mag letztere nun aus der  
Frau und zahlreichen Kindern bestehen, oder mag sie  
wenig zahlreich sein? Wenn eine Sünde vorliegt, gegen  
welche Tendenz?“ Die Antwort lautet:  
„Er sündigt nicht gegen die Gerechtigkeit, aber er kann  
bisweilen sündigen gegen die Liebe, wie auch gegen die  
natürliche Billigkeit.“ Und in der Erklärung ist beigefügt:  
„Durch Beobachtung der Gleichheit zwischen  
Lohn und Arbeit genügt der Arbeitgeber vollauf den  
Anforderungen der ausgleichenden Gerechtigkeit; die Arbeit  
ist aber das persönliche Werk des Arbeiters und nicht das  
seiner Familie. Diese Arbeit hat nicht zu nächst und an  
sich, wohl aber sekundär und zufällig Beziehung zu der

Familie, insofern der Arbeiter mit den Seinigen den Lohn  
teilt, den er erhalten hat.“  
Was ist nun eigentlich damit gesagt? Nichts anderes  
als die höchst einfache Binsenwahrheit, daß der heutige  
Arbeiter, der im freien Arbeitsvertrag seine Arbeits-  
leistung dem Arbeitgeber gegen einen Lohn verkauft, die  
Bestimmung der Höhe dieses Lohnes abhängig  
macht von dem Werte seiner Arbeitsleistung. Der Unter-  
nehmer also, der mit einem Arbeiter einen Arbeitsvertrag  
bestimmen lassen, ob der Arbeiter ledig oder ver-  
heiratet ist, oder eine kinderreiche oder kinderarme  
Familie hat. Daß aber der Lohn eines Arbeiters nicht  
blos die Kosten des Unterhalts für seine Person, sondern  
auch für seine Familie in sich schließt, ist einfach selbst-  
verständlich, weil nur ausnahmsweise der erwachsene Ar-  
beiter unverheiratet ist. Deshalb konnte die römische Ent-  
scheidung, ohne sich mit den wirklichen Tatsachen in  
Widerspruch zu stellen, gar nicht verfügen, der Arbeit-  
geber habe die Höhe des Lohnes zu bestimmen nach der  
Kinderzahl oder anderen Verhältnissen des Arbeiters.  
Anderwärts wäre es, wenn der Arbeiter nicht als freier Ar-  
beiter den Lohnvertrag abschließt, sondern als Höriger  
zu Haus- und Hofgemeinschaft gehörte und hierfür Be-  
friedigung aller seiner Bedürfnisse als Entgelt für seine  
Arbeitsleistung erhielt.  
Ganz anders aber läge die Sache dann, wenn die Ar-  
beitgeber solche ungenügenden Löhne bezahlten, weil ein  
großes Angebot von Arbeitern sich meldet.  
„Da hat die Anfrage geheißen: „Sündigen die Arbeit-  
geber, und aus welchen Gründen sündigen sie, wenn sie, ohne  
Gewalt oder Zwang anzuwenden, einen geringeren Lohn geben,  
als die gerechteste Arbeit verdient und als zum Unterhalt des  
Arbeiters genügt, und das, weil zahlreich Arbeiter sich an-  
bieten, die sich mit diesem kleinen Lohne begnügen und dazu  
frei ihre Zustimmung geben? Antwort: Sie sündigen im  
eigentlichen Sinne gegen die ausgleichende Gerechtigkeit.“  
Möchte doch der „Vorwärts“ mal die Güte haben,  
uns zu sagen, warum er das weggelassen hat?  
Der „Vorwärts“ greift auch nachfolgende Stelle der  
Enchiridion heraus, welche die Arbeitgeber ermahnt:  
„Solltet auch die gebührende Rücksicht auf das geistige  
Wohl und die religiösen Bedürfnisse der Arbeiter; ihr seid  
verpflichtet, ihn Zeit zu lassen für ihre gottesdienstlichen  
Lebungen; ihr dürft sie nicht der Verführung und sündlichen  
Gefahren bei ihrer Verwendung aussetzen.“ (C. H. S. 28).  
Es liegt auf der Hand, daß es sich hier handelt um  
Zustände und Verhältnisse in Fabriksbetrieben, welche  
vor gar nicht langer Zeit bei einem gewissen Arbeitgeber-  
paragrafen im Reichstages besprochen worden! Wie leicht  
wird der „Vorwärts“ noch, wie er sich zu diesem gestellt  
hat, wenn er aber hier heraushebt, daß der Arbeitgeber  
dürfe keine Sozialdemokraten als Arbeiter einstellen, da-  
mit sie die Anderen nicht zum Ungehorsam verführen, so  
kann man das nur als Ausfluß seines schlechten Gewis-  
sens begreifen. Im Hause des Geherten darf man  
nicht vom Strick sprechen.  
Der „Vorwärts“ hat sich schon oft genug Nachweise  
falscher Darstellungen der Enchiridion gefallen lassen  
müssen, wie in der Frage des Streiks und des Koalitions-  
rechtes. Da er trotz alledem in seiner alten schnodderigen  
Manier fortfährt, so hat man das Recht zur Annahme,  
daß er entweder nicht recht lesen kann, oder seine Leser  
über den Inhalt der Enchiridion wegstreichen will, indem  
er allerhand Staubwolken aufwirbelt und sie zur Kon-  
fusion oberflächlicher Leser treffend zusammengruppiert.  
Wir scheiden für diesmal vom „Vorwärts“, indem  
wir auf ihn das Wort Clemens Brentanos über den  
Wahlstier anwenden und sagen: er verzieht nur vieredige  
Sachen und die sind ihm meistens noch zu rund!

## K. Im Kampfe gegen die Obstruktion.

Als Graf Khuen-Hedervary die Leitung der un-  
garischen Regierung mit einer tiefen Verbeugung vor der  
Obstruktion übernahm, da bezeichneten wir sofort diese  
Lösung der ungarischen Krise als die denkbar schlechteste.  
Die Beherrschung wurde den Kossuthianern, diesen er-  
klärten Gegnern der Verbindung Ungarns mit Oester-  
reich, geopfert und der Konventionen, der sie mit  
Wärme vertreten hatte, dazu. Ja, noch mehr: Graf  
Khuen verpflichtete sich den Führern der Obstruktion zu  
weiteren Zugeständnissen für den Fall, daß eine neue  
Vorlage über das Refrakententingent später vorgelegt  
werden müßte. Das bedeutete den Anfang vom Ende  
der einheitlichen deutschen Armeesprache, und so drohte  
dem die Aufrichtung einer neuen Scheidewand zwischen  
Oesterreich und Ungarn. Das österreichische Ministerium  
führte, das bei diesen Zugeständnissen, die das Inter-  
esse Oesterreichs doch wahrlich nahe genug berührten,  
nicht einmal gestraft worden war, verlangte daraufhin  
seine Entlassung. Diese wurde allerdings vom Kaiser  
abgelehnt, aber wie es nun mit den Zugeständnissen an  
die ungarischen Heißhörner gehalten werden sollte, dar-  
über erhielt man keine Anweisung.  
Dieser Zustand, an sich schon höchst unerfreulich, wurde  
noch verschlimmert durch den auf's Aeußerste gesteigerten  
Nebermut der Unabhängigkeitspartei in Ungarn. Ihr  
Führer Kossuth hatte seine Genugthuung über die Zug-  
eständnisse des Grafen Khuen zu erkennen gegeben und  
seinerseits sich zu der Gegenleistung verpflichtet, die Ob-  
struktion einzustellen. Ohne Frage dachte auch er nicht  
an eine endgültige Aufgabe der Obstruktion; wenn im  
Herbst eine neue Beherrschung gekommen wäre, dann  
hätte er schon irgend einen Vorwand gefunden, um die  
Zugeständnisse der Regierung als ungenügend hinzu-  
stellen und mit der Obstruktion, die sich ja schon so er-  
folgreich erweisen, neue Zugeständnisse zu erpressen. Aber  
das genigte den Heißhörnern seiner Partei noch nicht  
einmal; sie waren so sehr im Zuge mit Obstruktion und  
sahen, wie die Regierung vor ihr zurückwich, daß man  
es ihnen wahrlich nicht verdenken kann, wenn sie der  
Anschauung waren: nein, keine Verjagung der Obstruktion,  
sondern sofortige energische Fortsetzung der Ob-  
struktion! Von einer Regierung, die sich so schwach  
gezeigt hatte, durfte man wohl ein weiteres Zurückweichen  
erwarten. Herr Kossuth wurde also überstimmt und in  
die Gele geleitet; der rabiate Abgeordnete Barabas trat  
an seine Stelle.  
Der unauflösliche Zusammenstoß der Herren Barabas  
und Genossen — es sind nur 27 Mann, die den ganzen  
ungarischen Reichstag terrorisieren wollen! — mit der  
Regierung erfolgte schon in der Mittwochs-Sitzung. Graf  
Khuen gab eine gewundene Erklärung ab über seine  
Stellung zu den sogenannten „nationalen Forderungen“  
hinsichtlich der Armeereform. Höflich rief der obstruktive  
Abgeordnete Sollo dasgegenüber: „Das ist für eine poli-  
tische Kinderbewachung!“ „Um wurde der Minister-  
präsident etwas energischer.“ „Wir stehen“ — so be-  
merkte er — „vor der Frage, wessen Wille nach  
der Verfassung eigentlich zur Geltung gelangen soll,  
der Wille der Majorität oder der der Minorität.“  
Und diesen Willen verpackt er zur Geltung  
zu bringen. Also jetzt er genau wieder da, wo  
sein Vorgänger Stell aufgeführt hat: seine Zugeständnisse  
waren „für die Kräfte“, die Beherrschung und der Konve-  
nition Baron Fejervary sind umsonst geopfert!  
Aber wird Graf Khuen nun jetzt wenigstens fest  
bleiben? Wird er die Obstruktion niederkämpfen, sei es  
in einer verbesserten Auflage des „Ex-lex-Zustandes“  
oder durch die Auflösung des Abgeordnetenhauses?

Man spricht von der letzteren, aber wir glauben nicht  
eher daran, als bis die betreffende Kabinetordre schwarz  
auf weiß vorliegt — es sei denn, daß Graf Khuen  
wieder zu den alten Praktiken der Wahlmacht von oben  
zurückkehren will, die sein Vorgänger beseitigt hatte.  
Denn daß die liberale Regierungspartei ohne einen ge-  
waltigen Hochdruck des amtlichen Wahlapparates ver-  
loren ist, darüber geben sich ihre Mitglieder selbst keine  
Täuschung hin. Und sie zeigen sich daher über die un-  
vermutet energische Sprache des Grafen Khuen mehr  
erschreckt als erfreut.  
Was bei dieser Verwirrung, die durch den Mangel  
an Einigkeit und Vertrauen im Regierungslager be-  
sonders gefährlich wird, heranzukommen soll, weiß kein  
Mensch. So geht es aber, wenn man der parlamenta-  
rischen Revolution — denn das ist jede Obstruktion —  
erst den kleinen Finger reißt. Wir in Deutschland  
können uns gratulieren, daß die Mehrheit des letzten  
Reichstages den Mut und die Ausdauer hatte, die Zoll-  
obstruktion niederzuwerfen. Damit sind wir hoffentlich  
ein für allemal die Gefahr des parlamentarischen Un-  
fuges losgeworden.

## O Der Reichskanzler am Abende des 25. Juni 1903.

Nachstehende Ausführungen sind Reflexionen eines  
früheren Parlamentarieres. Sie scheinen uns interessant  
genug, um sie unsern Lesern vorzuführen. Wir sind aber  
weit entfernt davon, sie ganz zu unseren eigenen oder  
denen der Zentrumspartei zu machen, besonders soweit es  
sich um politische Vorschläge handelt. Letzteres gilt ins-  
besondere von dem Vorschlag einer lex de non organi-  
sando, von welcher später die Rede ist. (V. M.)  
1. Ist an diesem Abende Graf Bülow nicht vor einen  
schon aus den Sozi- und Stimmen abhebenden Abgrund  
gestürzt? Muß sich den reichskanzlerlichen Augen nicht  
das der Realisierung unfehlbar nahe gerückte Zukunftsbild  
am 25. Juni 1903 einmündlich, bei gleicher Entwicklung  
am 16. Juni 1928 über  
zweihundert (das ist zur Majorität nötigen) sozial-  
demokratischen Reichstagsmandate  
einbringen?  
2. Wäre das Versinken in diesen Abgrund während  
der 20-jährigen Dauer, der Bismarck-Hohenlohe'schen Be-  
herrschung des Inneren“ nicht abzuwenden gewesen? Im  
Falle einer damals vorgelegenen Maßnahme.  
3. Ist der gegenwärtige Reichskanzler auch jetzt noch  
das Versinken in diesen Abgrund abzuwenden im Stande?  
Wir bilden, ehe wir zur Beantwortung dieser Fragen  
schreiten, auf den Tag zurück, an welchem die unter allen  
bisherigen Reichstagsberatungen denklichste Verhand-  
lung stattfand — die Sitzung, in welcher Graf Caprivi  
anlässlich der Redigierten Schulfrage von der großen  
„Hautschalen-Schulfrage“, dem entscheidenden „ent-  
weder — oder“  
entweder die alleinige Segensreiche,  
oder die freimaurerisch-kulturkämpferische subversive  
Weltanschauung  
sprach.  
Hätten wir uns damals noch unverkennbarer, als es  
der Fall war, vor eine neue Aera gestellt haben können?  
Hätte uns aber auch, als Caprivi wenige Tage darauf  
von oben desavouiert wurde, die Rückkehr zur bisherigen  
„Direktion des Inneren“ i. e. zur subversiven Welt-  
anschauung noch unverkennbarer angeblinndigt werden  
können?

## \* Irene.

Originalroman von Irene v. Hellmuth.  
(Nachdruck verboten.)  
(Schluß.)  
Warmer Sonnenschein liegt in Büchse auf dem  
alten Herrenhause, das in Schmelze feischarmer  
Gutlanden, zahlreicher Kränze und Blumen einen  
recht feillichen Eindruck macht. Und immer noch hatte  
Tante Martha etwas auszusagen, die Leute müssen es  
für gar nicht schon genug machen — hierher müssen  
noch Blumen und dorthin. Es hilft dem alten Gärtner  
nichts, daß er versichert, er habe kein Wümmchen mehr  
im ganzen Park, im Garten sei alles geplündert, er  
wisse nicht mehr, woher er es nehmen soll. Tante  
Martha läßt das nicht gelten, sie droht dem Alten mit  
dem Finger:  
„Ich weiß schon, Sie wollen Ihre Lieblinge nicht ab-  
scheiden, aber diesmal hilft Ihnen das nichts, heute  
muß alles vom Stode!“  
Und sie geht selbst noch einmal, um nachzuschauen,  
und bringt zur Verzweiflung des Gärtners die ganze  
Wirtschaftsdürze voll der schönsten, eben erblühten  
Camelien, die der Stolz des alten Mannes sind. Seuf-  
zend fügt er sich in das Unvermeidliche. Endlich ist  
alles zur Zufriedenheit Tante Marthas geschmückt.  
„Nun mögen sie kommen“, sagte sie aufatmend und  
winkte sich über die Stirn. Bei der Arbeit war ihr warm  
geworden. Aufmerksam späht sie die Straße hinab, ob  
der Wagen, der die Neuvermählten bringen soll, noch  
nicht sichtbar ist. Sie setzt sich in ihrem Stübchen auf  
das bequeme Sopha. Der Tag hat sie doch recht milde  
gemacht.  
Graf Tennowitz, der wieder vollständig hergestellt  
ist, kommt herein und nimmt neben ihr Platz. Er  
sieht fast jung aus.  
„Wo ist denn Susanne mit dem Fritz wieder hin?“  
fragt er.  
Die Tante tut sehr geheimnisvoll.  
„Es handelt sich um eine Hebräerfrage, die auch  
Konen gilt; ich darf nichts verraten, Kurt hat alles so  
angeordnet“, sagt sie und lächelt.

„Ei, da bin ich aber wirklich neugierig“, meint  
Tennowitz und blickt forschend auf die alte Dame.  
„Ja, ja“, nicht sie vermagt, „eine große Heber-  
reichung!“  
In diesem Augenblick fährt dranhin ein Wagen vor.  
„Da sind sie schon — und ich sehe hier, hat die junge  
Herrin zu empfangen!“  
Dann tritt Tante Martha eilig den Korridor  
entlang und kommt gerade recht, um sie, die ihr ent-  
gegensteht, in ihren Armen aufzufangen. Mit über-  
strömenden Augen drückt die Tante das jugendliche  
Weib an ihre treue Brust.  
„Gott segne Deinen Eingang, mein liebes Kind!“  
sagt sie beneid. Dann drückt sie auch Kurt die Hand,  
der sehr glücklich aussieht.  
Nachdem sie Reihent und Mantel abgelegt, blickt  
sie sich suchend um: „Aber wo ist denn Susanne und  
Fritz?“  
„Das sollst Du schon sehen, mein Schatz“, lachte  
Kurt und kuschelt mit der Tante einen verständnis-  
vollen Blick.  
Nach etwa einer Stunde, als sie die herrlich ge-  
schmückten Räume genügend bewundert hat, läßt Kurt  
anpflanzen und bittet auch Tennowitz, mitzufahren.  
„Ich bin nur neugierig, wo das hinaus will“, sagt  
Tante und biegt sich aus dem Wagen, um zu sehen, wo-  
hin die Fahrt eigentlich geht. Es ist der altbekannte  
Weg, den sie als Kind so oft zurückgelegt hat, wenn sie  
von Tennowitz nach Büchde ging. Jeder Baum scheint  
für ein alter Bekannter, es war, als grüßten die alten  
Nischen die Heimgekehrte.  
Aber was ist denn das? Sie glaubt ihren Augen  
nicht trauen zu dürfen. Weht denn dort, von dem  
runden Turme auf Tennowitz nicht eine rot-weiße  
Flagge? — Die Farben in ihres Hauses? — Was  
bedeutet das? Und dort? Sie meint zu träumen,  
als sie näherkommend aus dem Fenster, hinter welchem  
sie einst ihre Mädchenräume gepömmen, weiße Tücher  
flattern sieht. Sie wagt sich die Augen, ist denn das  
wirklich Susanne, die ihr schon von weitem herliche  
Willkommgrüße zuruft und dann, gefolgt von Fritz,  
heruntergelaufen kommt und sie, als der Wagen hält,  
jürrisch in ihre Arme schließt?

„Ich weiß gar nicht, wie mir ist — was das alles  
bedeuten soll?“ sagt sie und blickt mit den großen  
Kinderaugen fragend den Gatten an. Ihrem Vater,  
der stumm neben seiner Tochter steht, treten die  
Tränen in die Augen. Er hat begriffen. Das also  
war die große Hebräerfrage, von der Tante Martha  
gesprochen. Wortlos, in tiefer Bewegung drückt er  
Kurt die Hand. Nach einer Weile, als er Herr seiner  
inneren Erregung geworden ist, flammert er leise:  
„Möge Gott es Dir lohnen, mein Sohn!“  
„Ihre Augen haben sich immer mehr erweitert. Sie  
sahen auch jetzt noch nicht erkennen, was vorgeht. Alles  
was so überreich und feillich geschmückt, die Terrasse  
mit Blumen geziert. Ueberall freudiges, geheimnis-  
volles Leben.“  
„Sagt mir doch, was bedeutet das?“  
„Mein Brautgeschenk für Dich, Herzenschatz, ver-  
steht Du es noch nicht?“ ruft Kurt jubelnd und deutet  
mit glücklich verklärtem Gesicht auf das im lachenden  
Sonnenschein liegende Haus.  
Mit einem Aufschrei sinkt sie an des Gatten Brust.  
„Du Güter, lieber — bin ich denn dessen wert?“  
In dem höchsten, mit großen Steinplatten belegten  
Hausflur ist die ganze Dienerschaft versammelt, da-  
runter manch' altes, fremdliches Gesicht, das die  
junge Herrin willkommen heißt.  
Wie im Traum wandert sie dann Hand in Hand  
mit dem Gatten durch all' die wohlbekannten, ver-  
trauten Räume.  
Was wachen da für Erinnerungen auf!  
Dann kniet sie am Grabe der Mutter, das unter  
einem Hollunderbaum liegt. Die Dahingewandene hat  
sich dies Plätzchen schon bei Lebzeiten ausgesucht.  
„Und das soll nun alles wieder mein sein?“ fragt  
sie noch immer ungläubig und staunend.  
„Es war just um billigen Preis zu haben“, ent-  
gegnete Kurt. „Allrecht wollte es wieder los sein,  
er ist fortgezogen, um einer Begegnung mit Dir aus-  
zuweichen. Sollte ich das liebe, alte Haus noch einmal  
fremden Menschen überlassen? So kaufte ich es denn,  
das heißt, Fritz bejagte das Geldstück. Ich denke, wir  
wollen fürs erste hier wohnen bleiben. Susanne mag  
mit ihrem Fritz in Büchde hausen und dort als

Herrin wachen. Wenn es uns hier dann zu einjam  
wird, wissen wir ja, wo wir willkommen sind und  
lustige Gesellschaft finden. Ich jorge mich nur um  
eines: nämlich, daß Dein Vater sich wieder hinaus-  
sehen möchte in die Welt.“  
„Nein, o nein!“ fällt Tennowitz eifrig ein. „Fürchte  
nichts! Trübe schüttelt er dabei den Kopf. „Es war  
eine schlimme Zeit, die ich draußen erleben mußte,  
mich laßt nichts mehr von hier fort. Ich werde mich  
an Eurem Glücke haben und bin Dir unendlich dank-  
bar, daß Du mir auf meine alten Tage eine so freund-  
liche, ruhige Stätte bereitet hast.“  
„Mit?“ lachte Kurt lustig. „Ich glaube, Du stellst  
uns Jungs noch in den Schatten, so feillich und feilch  
siehst Du jetzt wieder aus, ordentlich verjüngt.“  
„Ja ist es so wunderbar zu Mute. Sie lehnt den  
blonden Kopf an die treue Brust des Gatten, der sie  
mit seinen starken Armen umfaßt. Weit liegt der  
warme Sonnenschein auf dem alten Hause, das so viel  
junges Glück in seinen Mauern birgt.

## Die deutsche Städteausstellung in Dresden.

Von Fred Hood.  
(Nachdruck verboten.)  
Vom Wettbewerb der Städte.  
II.  
Die Gruppe der „Brüden und Fahren“ umfaßt  
einige der schönsten Modelle und der wirkungsvollsten  
Wandbilder der Ausstellung. Besonders gefällig  
wirken hier die Rosen der Städte V e r l i n, B r e s-  
l a u, H a m b u r g, M a g d e b u r g und M i n-  
c h e n. Die Architektur der Münchener Brüden geht  
andere Wege. Wir sehen ein großes Aquarellbild und  
die Pläne der in den Jahren 1902—1903 nach den  
Entwürfen von Professor Friedr. v. Thierich erbauten  
Reichenbachbrücke, ein gutes Gipsmodell der im Jahre  
1901 erbauten, fordbogenförmig gewölbten Prinz-  
regentenbrücke, ferner Zeichnungen und Pläne der im  
Jahre 1902 nach Entwürfen Professor Theodor  
Fischers ausgeführten Max-Josef-Brücke, sowie die  
Projekte zu vier neuen Brüden, welche bis zum Jahre

Ein anonymes Feuilletonist sagte, durch jene Verhandlung veranlaßt, in einer Gelegenheitsstudie,\*) da es in der ganzen Periode 1870 bis zum Tage des Bismarckschen Amtsantrittes, also während der 20 günstigsten der Reichsgründung folgenden Jahre niemals zu einer auf der Grundlage der „gegenbringenden Weltanschauung“ ruhenden „Direktion des Inneren“ kam, den ganzen 20-jährigen Zeitraum als die Ära an, in welcher das Verpassen der zum Wegfegen der Sozialdemokratie günstigen Zeitlage stattfand, und er kommt aufgrund dieses Verpassens zu dem Schlusse, daß der Kulturkampf der wunde Fleck in der Bismarck-Hohenloheschen Beherrschung des Inneren nicht gewesen wäre, wenn sich nicht während und in Konsequenz desselben eine noch gefährlichere Citerbeide gebildet hätte: das Wachstum der Herren Debet und Genossen. Der Verfasser fragt sich deshalb, wie es gekommen wäre, wenn wir es vom Jahre 1870 bis zum Bismarckschen Amtsantritt mit dem Grafen Caprivi angeknüpften, leider nicht zum Vollzuge gekommenen Direktion des Inneren zu tun gehabt hätten. Er leidet die Frage, um sie etwas konkreter zu fassen, in die Formulierung ein, in welcher innerpolitischen Lage wir uns jetzt befinden, wenn vom Jahre 1870 bis zum Tage des Bismarckschen Amtsantrittes die Direktion des Inneren in die Hand des Grafen Caprivi gelegt gewesen wäre.

Bei dieser Formulierung steht der Letzgenannte nicht als der Reichskanzler, wie er in Wirklichkeit amtierte, sondern — sicut — als der oberste Reichsmachthaber, wie er nach Ankündigung der neuen Ära hätte amtiert müssen, vor den Augen des Verfassers genannter Gelegenheitsstudie. Dasselbe blieb, nach unserer Meinung aus doppeltem Grunde, die Stimme eines Augenzeugen in der Blüte, unbeschadet, einmal weil der Verfasser in der Gemäßheit der damals noch vorherrschenden Anschauungen einem übertriebenen Pessimismus huldigte und zum anderen, weil er den Verfall und den Verfall nicht einer der vier großen katholischen Firmen: Herder, Straßheim, Pustet oder Bachem übertrug.

Wären einzelne besonders befähigte Politiker heute, nach dem großen Stichwahltag des 25. Juni 1903, das mittlerweile vergriffene Schriftchen einer Fassung würdigen, so würden sie finden, daß der Verfasser die von uns am Eingange der Artikelserie aufgeworfenen drei Fragen schon vor 7 Jahren gerade beantwortete, wie sie heute jeder fernblickende nicht in eine Parteifachblone verarmte Kenner zu beantworten gezwungen ist.

Wir glauben unter diesen Umständen unseren Lesern einen Gefallen zu erwirken, wenn wir ihnen in abgeklärter Form den Inhalt der jetzt im Buchhandel nicht mehr vorrätigen Broschüre, soweit sich darin mit der Bekämpfung der Bureaucratie befaßt ist, vorführen. Das Schriftchen ist zunächst nicht der sozialdemokratischen Frage, sondern der Debatte gewidmet, daß eine und dieselbe Person, welche in der Weltgeschichte als der größte Diplomat aller Jahrhunderte und aller Nationen erscheint, sich als der unglaublichste „Dirigent des Inneren“ zu entpuppen im Stande ist.

Im ersten Teile der genannten Gelegenheitsstudie werden die Hebel gezeichnet, welche in direkter ein großes Volk der von der gegenständlichen Weltanschauung beherrschten Schule zuführen. Wie viel ist schon gewonnen, wenn im öffentlichen Leben, im Parlamente, in der Tagespresse, in der belletristischen Literatur, in der Kunst, in den Theatern und in den Kungeln wenigstens nicht direkt der subversiven Weltanschauung zugestimmt wird! Wie viel mehr noch wird nach der richtigen Seite — rechts und unter nach oben — geleistet, wenn die vom Göttergötterismus verkommenen Menschen (vor allem strengste Wahrung der Parität im deutschen Reiche!), die Klänge welche der Erziehung der heranwachsenden Generation genähmet sind, vorab die Hürde der Universitäts-Professoren, gegen die verderbliche Windströmung geschützt sind! Welch ein mächtiger indirekter der gegenständlichen Weltanschauung in die Hand arbeitender Hebel liegt in der ethischen Haltung der obersten mit gutem Beispiele vorangehenden Zeitgenossen!

Bekanntlich spielt auf allen diesen Gebieten die herrschende Mode eine ebenso große Rolle, wie in der privaten Sphäre des Individuums.

\*) „Caprivismus-Bismarckianismus“ von Semperidem Niladmirari. München, Verlag von Rudolf Rdt 1896.

Die weltgeschichtlichen während eines Jahrtausend nur in winziger Zahl vom Glücke und vom Genie auf die Weltbühne emporgeschwungenen Männer wie Napoleon I., Friedrich II. und Bismarck, welche in den Augen ihrer Nation vom wunderbaren Glorienreiche umgeben erscheinen, üben nicht nur nach allen erwähnten Richtungen auf die „Mode im angegebenen Sinne“ einen unüberwindlichen Einfluß, sondern sie sind auch durch die tiefste in ihre Hand gelegte physische Gewalt berufen, der einen oder der anderen der beiden einander gegenüberstehenden Weltanschauungen endgültig die Bahn zu brechen.

Der feuilletonistische Anonymus läßt alle diese nur indirekt auf die richtige oder verderbliche Weltanschauung einwirkenden Hebel in detaillierter Entwicklung vor unseren Augen bestreiten, spricht aber gerade dem Dämme, welche die maßgebenden deutschen Politiker der Sozialdemokratie als niemals verlegendes Palliativ entgegengestellt wissen wollen, die Eigenschaft eines auch nur indirekt wirkenden Hebels ab.

Mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht hat sich die männliche deutsche Einwohnerzahl zu einem „Volk in Uniform“ ausgewachsen. Die Wehrtruppen — das spätere Volk in Uniform — sind aber zurzeit ihres Eintrittes in die Kasernen schon in die eine oder andere der beiden „Anschauungen“ eingelebt — in diesem Sinne — erzogen. Die „Berufsoffiziering“ des Volkes hält dann in ruhigen Zeiten vor, sie schlägt aber in ihrer Wirkung, sobald die Massen vom Revolutionssturm ergriffen sind, ins Gegenteil um und wird, sobald einmal die Hälfte der Kasernenbevölkerung sich aus Sozialdemokraten zusammensetzt, nichts mehr helfen. Wenn es, wie bisher, in geometrischer Proportion vorwärts geht, so setzt sich im Jahre 1928 die Hälfte der Reichstagswähler aus Sozialdemokraten zusammen. Wie soll dann verhindert werden, daß die Hälfte der in die Kasernen einrückenden Wehrtruppen sich ebenfalls aus Sozialdemokraten zusammensetzt?

Die indirekte der Debatte oder wenigstens dem Stillstande der sozialdemokratischen Bewegung in die Hände arbeitenden Hebel hat der Verfasser nicht bloß mit Namen vorgeführt, sondern auch die einzelnen scharfen Stellen derselben gezeichnet. Wir müssen uns Raummangels wegen verlagern, die Ausarbeitung der einzelnen Wider unserer Artikelserie einzuvordringen.

Was aber die in der Broschüre besprochenen direkt gegen die Sozialdemokratie anzuwendenden und wirksamen Hebel betrifft, so können wir Ihnen raten, da dieselben 25 Mitarbeiter (Seite 75—100) bedecken, den Abdruck derselben selbstverständlich nicht zumuten und die Fertigung eines kurzgefaßten Exzerpts dürfen wir uns dem Anonymus gegenüber, da er dadurch der Gefahr, vielfach und namentlich was die aufgeworfene heikle Frage einer lex de non organisando betrifft, mißverstehen zu werden, ausgesetzt wäre, nicht erlauben. Diejenigen Parteifreunde, welche durch vorläufige Artikelserie veranlaßt, sich auf anderem als durchhändlerischen Wege, etwa im Redaktionsstabe des „Rad. Beob.“, ein Exemplar der Broschüre verschaffen und dasselbe einer Lesung würdigen, werden sofort zur Lieberzeugung gelangen, daß der Anonymus die drei an die Spitze vorwärtiger Artikelserie gestellten Fragen in erschöpfendster Weise beantwortet hat.

Die wenigen Worte, die er heute seiner vor acht Jahren verfaßten Gelegenheitsstudie hinzugefügt hätte, würden etwa dem Ausdrücke dreier durch das Stichwahlresultat des 25. Juni 1903 aufgedrängter Reflexionen zu wohnen:

I. Vor 32 Jahren fand im Reichskanzlerpalais der erste und entscheidende gnädige Empfang des Herrn v. Bennigsen statt, welcher sich damals sicherlich einer Uebertreibung schuldig gemacht hätte, wenn er als Parteifreund vom Führer Bismarck über die Zahl der Hunderttausendhundert hinausgegangen hätte. Unserer Phantasie schweben daher hunderttausend mittlerweile ins Greisenalter vorgegrüht mit Weinglänzen im Geheimbunde und Gothaerfompe stehende Großväter vor, welche im Spätherbste 1871 sich vor dem Palais der Berliner Wilhelmstraße versammelten, um dem Reichskanzler zu versichern: das neu gegründete deutsche Reich, brauche um glücklich zu werden, weiter nichts, als Bismarcks Zustimmung zum Gothaerprogramme — Schöpf-

ung einer Nationaltrage, Applikation eines staatlichen zur Anfangung des altatholischen Sturmes nötigen Blasebalgs u. s. w. — Die Freimaurer und sonstigen Vertreter der Gothaerjähre werden für alle Zeiten die festesten Stützen des nunmehr vom kaiserlichen Willen gelenkten gesamtdeutschen Staatsorganismus bleiben — nur dürfte man ihm nicht mit dem Aberglauben kommen, daß der Kaiser diesen Staatsorganismus von Gottesgnaden regiere.

Heute am Abende des 25. Juni 1903 stehen vor demselben Palais der Wilhelmstraße 3 Millionen Engel der im Spätherbste 1871 von dem Reichskanzler gnädig empfangenen Herren mit der Versicherung, daß sie nur die Konsequenzen des Programms ihrer Großväter gezogen, daß man aber, um das deutsche Reich glücklich zu machen, weder eine Nationaltrage noch einen Altatholizismus noch überhaupt einen zur Verachtung eines gar nicht existierenden Gottes dienlichen Tempelbranche.

Es sei weiter nichts nötig, als die feste Anklammerung an den Hauptgrundsatz ihrer Großväter, wonach man im Wege des Gesetzes, per majora, Alles, was gerade momentan beliebt, machen könne.

Es werden, sobald sie demnächst zur Mehrheit gelangt, das ganze Reichsgebäude niederreißen und an die Stelle desselben ein neues den gesamten deutschen Boden umspannendes Reichsuppenanfallsparlats, für welches aber weder ein Kaiser noch überhaupt eine der herkömmlichen sog. Autoritäten nötig sei, verfertigt. Man werde, wenn sich der neuen Mehrheit nicht freiwillig unterwerfen werde, allen Widerstrebenden im Namen der Freiheit und Brüderlichkeit die Köpfe abschlagen oder dieselben wenigstens, wenn sie dadurch unschädlich gemacht werden können, zum Lande hinausjagen.

II. Die vom Verfasser des „Caprivismus“ unterstellte Möglichkeit, daß auch der Protestantismus im Stande sein werde, dem im deutschen Reiche fortwährendem Ueberwachen der subversiven Weltanschauung einen Damm entgegenzusetzen, beruht angesichts des am 25. Juni 1903 verfallenden Wahlergebnisses auf einem Irrtum. Der Protestantismus hat hingesehen auf dieses Wahleresultat der Sozialdemokratie gegenüber kaum eine Widerstandskraft (Sachsen) und der Reichskanzler steht sich am Abende des 25. Juni auf die Kniee sich niederknien gezwungen, um sein Dankgebet zum Himmel emporzuführen: „Gott sei gepriesen, daß in Westfalen und Sachsen domizilierten 35 Millionen Protestanten noch weitere 20 Millionen Antihäretische sich anreihen — nicht in den genannten 7 außerchristlich-protestantischen Landen 20 Millionen Katholiken wohnen, 1/2 Millionen sozialdemokratische Wähler, um dem Reichskanzler jenseit von der subversiven Weltanschauung diktiertem Programm mit erhobenen Händen zu empfehlen, vor meinem Palais.“

III. Wir — der Fertiger des Caprivismus und der Verfasser vorwärtiger Zeiten — müssen uns angesichts des heutigen Wahleresultats dagegen verwahren, daß wir bei der Befürwortung der in der Broschüre S. 75—100 behaupteten gesetzgeberischen Experimente — der lex de non organisando u. s. — unter die Schirmherrschaft gelangen. Der Schöpfer derartiger Gesetze würde einer zu 3 Millionen Wählern ausgewachsenen, eine Bevölkerung von 5 Millionen repräsentierenden sozialdemokratischen Organisation gegenüber eine dem Zwecke entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Ein größerer staatsmännlicher Mißgriff, als die Promulgation eines um 20 Jahre veraprieteten Gesetzes, wäre nicht leicht erfindlich. Ein derartiges gesetzgeberisches Experiment läßt vielleicht, wenn es vor 20 Jahren ins Leben getreten wäre, keine Früchte getragen. Heute wird damit nur Del ins Feuer gegossen und Alles verdoht.

Abgesehen davon würden wir — der Fertiger des Caprivismus und der Verfasser vorwärtiger Zeiten — ein solches gesetzgeberisches Experiment nur dann unterschreiben, wenn es auf drei Maßregeln geprüft, die Probe bestanden hätte:

1. Es müßte — das wahre Gegenteil eines Ausnahmegesetzes — auf dem Boden des gemeinen Rechts aufgebracht erscheinen und als das für Alle geltende Recht auch die Freimaurer treffen. In dem Umstande, daß es die Logenbrüder nicht trifft — muß es nicht als ein

von allen Nichtfreimaurern unbestrittenes Axiom gelten, daß die Loge unter dem Begriff der politischen Vereine fällt? — läge das Symptom, daß es sich bei der lex de non organisando um ein verschleiertes Ausnahmegesetz handelt.

2. Es dürfte nicht mit den obersten zu allen Zeiten und bei allen Nationen geltenden Gerechtigkeitsprinzipien im Widerspruch stehen; es läge eine haarsträubende Ungerechtheit vor, wenn die Dajensberechtigung einer solchen lex de non organisando nur mit dem obersten nationalliberalen Befehle, daß man im Wege der Gesetzgebung, per majora, Alles was beliebt, machen könne, zu begründen wäre. Muß andererseits der Staat eine förmlich zur Nebenregierung sich ausgleichende revolutionäre Parteiformation sich ohne alle Einschränkung gefallen lassen? Liegt eine solche Nebenregierung nicht vor, wenn eine revolutionäre Partei als eine in solchen Siegen das Land durchziehende Streife, sich für die lokalen Vereine zusammenstellt, die entweder direkt oder indirekt durch ein Mittelglied mit einer Zentralleitung im enghen fest regulierten Zusammenhange stehen und wenn die Sportspenige der noch Tausenden zählenden Anführer zur Besoldung dienender händiger revolutionärer Generalführer und Agitatoren verwendet werden?

3. Die Applikation eines solchen Gesetzes auf den einzelnen Fall dürfte nicht in die Hände der Administrativorgane oder die der eigentlichen Polizeibehörden gelegt werden. Durch die Verweisung an einen vom vollen Vertrauen des Volkes getragenen Spezialgerichtshof müßte jedwede Argwohn, daß bei der Induktion Opportunitätsgründe zur Geltung kommen, der Genuß verweigert werden. Würde die Handhabung eines solchen Gesetzes einem Senate des Reichsgerichts — dem Reichspräsidenten mit 4 und im Reichsoberste mit 6 Weigern — übertragen, so wäre auch dem Momente, daß es bei einer lex de non organisando um die durch die ganze Reichs sich hindurchziehenden Fäden in ihrem Zusammenhang handelt, Rechnung getragen und nach allen Richtungen die richtige Anwendung der einzelnen Paragraphen garantiert.

Der Reichsanzler, welcher einen in dem erwähnten Rahmen gehaltenen gesetzgeberischen Apparat zu fertigen und damit die Sozialdemokratie und die Freimaurer zu vertilgen vermag, wäre in den Augen des deutschen Volkes jedenfalls ein verdienterer Mann, als der Finder der Buchbrüderkunst, welche zahllose Genossen — aber auch viel Uebles brachte, während das Meer der Vertilgung der Sozialdemokratie und der Freimaurer nur Lichter aufweisen würde. Es würde sich nicht lange Zeit währen, bis die Franzosen und Italiener auf diesem Gebiete in die Fußstapfen des deutschen Reichskanzlers träten. Sehen wir einmal den Franzosen schon vor 150 Jahren erlitten, — in welcher andern Zustände befindet sich jetzt die beiden durch die Freimaurerei und die Sozialdemokratie bis ins innerste Mark verrotteten Staatskörper — der französische und der italienische —, als es jetzt der Fall ist!

### Lothales.

Katzen, 18. Juli.  
Lehr. Mitteilungen aus der Stadtrats-Sitzung vom 15. Juli 1903. Der Vorsitzende verliest ein Telegramm seiner königlichen Hoheit des Erbprinzen von Mecklenburg für einen seiner königlichen Hoheit zum Geburtstag gezeichneten Glückwunsch fremdsprachiger Dant- und gefprochen wird.

Der Vorsitzende verliest ein Rundschreiben, das ihm mitgeteilt worden, zahlreichen heiligen Dankesbriefen und Einwohnern zugesandt worden sei, um sie zu veranlassen, gegen die von der Gemeindeverwaltung befohlene Verhaftung des Herrn v. ... Es sollen insbesondere der weitere Ausbruch des Rheinflusses der Antark der Stadt-Durchmesser-Straßen und der Verlangsamung der Straßenbahn nach Parkland und Berg-Hausen verhindert werden, um ein weiteres Erzeugen der Umlagen zu vermeiden. Das Rundschreiben scheint von der Vorsatzung ausgegangen, daß der Stadtrat über die Unternehmung sich bereits schlüssig gemacht habe, was aber nicht der Fall ist. Die Unternehmung befindet sich in der Unternehmung noch im Stadium der Vorarbeiten und der Prüfung und werden bei der gegenwärtigen Finanzlage der Stadt selbstverständlich nur dann dem Bürgerausguss ...

weise „Gandeamus igitur“, welche der Dichter Christian Günther folgendermaßen verfertigt: „Licht uns als fröhlich sein, weil der Frühling wärmt; Bräut der Lebens Winter ein, ist die Kraft verzehret.“ ...

### Kleines Feuilleton.

— Eine Frauenkönigin. In der deutschen Kolonie Togo (Westafrika) gibt es nach dem „Schwab. Merz.“ in der Stadt Anagoo nicht nur Häuptlinge, sondern auch eine Frauenkönigin, bei welcher die Frauen der Stadt und Umgegend Hilfe suchen, wenn sie untereinander Händel haben. Sie schlichtet aber auch Streitigkeiten zwischen Männern und Frauen und geht, wenn es nötig ist, in die Platzversammlung der Männer auf den Markt, um dort die Rechte der Frau zu wahren. Sie genießt die allgemeinste Achtung und hat ihre Würde von ihrer Mutter geerbt.

— Ein lebenswürdiger Arzt. Ein Reisender berichtet über seine Landung in Monrovia, der Hauptstadt der westafrikanischen Republik Liberia: ...

1904 fertig gestellt werden sollen. Zwei derselben, die Corneliuss- und die Maximiliansbrücke, welche nach Entwürfen des Professors v. Thiersch erbaut werden, zeigen eine wichtige monumentale Steinarchitektur von modernem Charakter. Als zeichnerische Leistung ist eine große Aquarelle, eine Gesamtdarstellung der Brücken (in Vogelperspektive) hervorzuheben.

Die große Berliner Brückenbauperiode ist bereits vorüber; die Beilegung der alten Spreerbrücken und der Neubau der großen Monumentalbrücken erfolgte namentlich in den Jahren 1892—1896. Ausgestellt sind, außer einer großen Reihe von Photographien, vorzügliche architektonische Modelle der ganzen Mühlendammanlage mit den anschließenden Mühlendamm-, Fischer- und Mühlwegbrücken, der Friedrichsbrücke, der architektonisch recht interessanten Hofstraßenbrücke mit ihrem Leber bis zum Ueberdruck angewandten Schmuckmotiv der Köpfe, und der malerischen Überbaumbrücke in altmärkischer Backsteinarchitektur.

In der Breslauer Höhe fällt namentlich das große ausgezeichnete Modell der eisernen Hängebrücke auf, während die Breslauer Konstruktionszeichnungen nicht auf der Höhe stehen. Bremen ist mit einer großen Reihe von Aquarellen der eisernen Wehrbrücken, aus denen in architektonischer Hinsicht noch besonders die Wallbrücke, eine sehr feine Straßenbrücke in Eisen und rotem Sandstein, hervorzuheben zu werden verdient. — Hamburg hat in einigen Stadtteilen seine neuen Brücken schon seit Jahren in glückliche Verbindung mit seinen schönen, die ganze Stadt durchziehenden Schmuckanlagen gebracht, wie dies auch durch die angelegten Zeichnungen und Aquarelle gut veranschaulicht wird. Die für manche Teile des Hamburger Stadtbildes so charakteristische Erscheinung der Backstein-Brückentore wird in guten Photographien wie durch ein Aquarell des Portals der neuen Elbbrücke dargestellt. — Magdeburg ist mit den Zeichnungen der mit schönen romanischen Wertsteinen versehenen Königsbrücke erschienen, deren Eisenkonstruktion 135 Meter Spannweite besitzt. Die Baukosten dieser Elbbrücke betragen 1 500 000 Mark.

Die Gruppe „Stadterweiterungen“ zeigt am deutlichsten die zukünftige Entwicklung der Großstädte, wie die Entwicklung derselben während der letzten Jahrzehnte. Eine ungeheure Zahl von Ueberflucht- und Bebauungsplänen offenbart uns, wenn wir Luft und Gebäl haben, uns das alles anzusehen, was die rührigen Städte des deutschen Reiches sind und sein

wollen; man kann nicht ohne Respekt von diesen Offenbarungen der Heiligen, zielbewussten Verwaltungswelt nehmen. Dabei fällt es auf, daß überall heute das größte Gewicht darauf gelegt wird, breite, mit Bäumen bepflanzte Straßen und weite, mit Schmuckanlagen versehene Plätze zu schaffen, die dazu beitragen, den Aufenthalt in der Großstadt auch während des Sommers angenehmer zu machen. Zu ästhetischer Hinsicht lassen ja diese langen und geraden Straßen, welche hauptsächlich dem steigenden Wagen- und Personverkehr der Großstädte Rechnung tragen, recht viel zu wünschen übrig, und man kann voraussehen, daß man später wieder diese geometrische Konstruktions der neuen Stadtteile schärflich bedauern wird, dann aber wird es zu spät sein. Die Großstädte werden sich immer ähnlicher, sie verlieren immer mehr ihren ausgeprägten lokalen Charakter — alle bekommen den Anstrich eines eintönigen, wenn auch von einigen grünen Flecken unterbrochenen Säulennetzes.

Viele Städte haben dem Verkehr ungeheure Opfer gebracht und durch Beilegung oder Durchquerung alter Stadtteile Raum für neue Verkehrswege, Straßenbahnen u. s. w. gewonnen. Berlin ist sondersbarer Weise hier nur mit einigen Ueberfluchtspänen vertreten, obwohl gewiss keine deutsche Stadt innerhalb der letzten 20 Jahre so außerordentliche Umlagerungen vorgenommen hat, wie Berlin. Was vom alten Berlin übrig geblieben ist, bildet einen so geringen Prozentsatz, daß nicht allein der Fremde den Wandel vor sich nehmen muß, um überhaupt die wenigen alten Gebäude aufzufinden. Man kann sagen, daß Berlin in wenigen Jahren radikal neu erbaut wurde.

Dresden gehört zu denjenigen Städten, welche erst in allerjüngster Zeit den Charakter einer modernen Großstadt angenommen haben, und auch hier war ein radikales Durchbrechen alter Stadtviertel erforderlich, um den Erfordernissen der neuzeitlichen Rechnung zu tragen. Man kann sich einen Begriff von den ungeheuren, hier der Reizzeit gebrachten Opfern machen, wenn man das große Modell betrachtet, welches den Durchbruch der König Johann-Straße darstellt. Wir sehen hier unter Glas die alten Straßen dieses Viertels mit allen jeher schön und naturgetreu modellierten Häusern und darüber jehen wir, in Drahtlinien dargestellt, die neue Anlage der König Johann-Straße angedeutet, deren Leben und Treiben ein wenig an die Leipzigerstraße in Berlin erinnert.

Wie viele Häuser müssen hinweggeschafft werden, um diesem langen, modernen Straßenzuge Platz zu machen, welcher so wenig den alten Dresdener Städtebild entspricht und gleichsam schon den Zustand der künftigen Großstadt Dresden andeutet. Welch ein Kontrast! Der Jünger, diese Schöpfung des phantastischen Architektes, das köstliche Schloß, die Hofkirche — und dieses moderne Dresden.

### Theater, Konzerte, Kunst und Wissenschaft.

— Verstaatlichung der Ärzte. Unter Hinweis auf die Bestrebungen zur Verstaatlichung der Ärzte in Holland und in der Schweiz erinnert das Limburger Zentrumorgan, der „Rassauer Post“, daß sie für das ehemalige Herzogtum Nassau schon einmal auf Grund der Medizinalverfassung vom Jahre 1818 in aller Form eingeführt war. Freizügigkeit der Ärzte gab es nicht, der Staat hatte allein über das Domizil zu verfügen. Das Einkommen setzte sich zu zwei Dritteln aus Staats- und Gemeindefiskus, zu einem Drittel aus der Privatpraxis zusammen; mit der Staatseinstellung war Pensionsberechtigung verbunden. Strenge Maßregeln gegen das Kurpfuschertum gingen damit Hand in Hand. Die Gebührenordnung war außerordentlich gering bemessen, um die ärztliche Hilfeleistung im weitesten Sinne allen Einwohnern zugänglich zu machen. Diese Medizinalverfassung hat ungedenkt Jahrzehnte lang bestanden und die Stürme des Jahres 1848/49 überdauert; erst als mit der Entwicklung der naturwissenschaftlichen, namentlich in Wiesbaden, Langenscheidt und Gießen, die beamteten Ärzte für das Bedürfnis der Städte nicht mehr genigten, wurde mit jedesmaliger besonderer Erlaubnis des Herzogs einigen Ärzten, darunter auch Nicht-Nassauern, die Ausübung der Vadepraxis gestattet. Das System der leiblich beamteten Ärzte fiel mit der Eingliederung Nassaus in Preußen. Der Sinn dieser Erinnerungen geht wohl dahin, daß, was gewesen, auch in neuen Formen einmal wiederkommen könne.

— Eine kalte Reduktion muß der Redakteur der Zeitschrift „The Eskimo Bulletin“ haben, der am Kap Prinz von Wales' seines Amtes waltet. Dafür braucht er sich mit seiner Arbeit nicht so sehr zu beeilen, wie manche seiner Kollegen in wärmeren Zonen, denn sein Blatt erscheint nur einmal im Jahre; es ist, wie der Titel mit Stolz verkündet: „Die einzige jährlich erscheinende Zeitung.“

— Gandeamus igitur. Auf allen Hochschulen ertönt bei festlichen Gelegenheiten die allsehrwürdige Studenten-



